Diskussionsbeitrag

Autor(en): **Messerli, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Geschichte und Informatik = Histoire et informatique**

Band (Jahr): **12 (2001)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-9799

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Diskussionsbeitrag

Alfred Messerli

Die Geschichte der Alphabetisierung der Schweiz ist eine Erfolgsgeschichte. Ich habe mich mit einer Arbeit zum Thema «Lesen und Schreiben in der Schweiz 1700 – 1900» habilitiert und deshalb interessieren mich in diesem Zusammenhang auch die neuen Medien wie Computer und Internet, die ja mit Lesen und Schreiben zu tun haben. Auch wenn ich nicht Historiker sondern Erzählforscher bin, interessieren mich dabei die Kontinuitäten und Brüche. Probleme praktischer Art mit dem Internet ergeben sich, wenn die Studenten, mit denen ich arbeite, glauben, um kompetent über etwas reden oder schreiben zu können, genüge es, sich im Internet umzuschauen und dann einige Seiten auszudrucken. Das hat ein wenig mit der These eins zu tun. Es herrscht der Köhlerglaube, mit dem Internet würde man auf einfache und kompetente Weise Informationen beschaffen Das hat für mich und für die Studenten schon zu Frustrationen geführt, dieser Glaube also, wenn man mit 30 ausgedruckten Seiten zu mir kommt, man sei nun bestens informiert und auf dem aktuellsten Stand. Meist ist das Gegenteil der Fall – das meiste ist unbrauchbar. Hier bin ich grundsätzlich skeptisch. Die Beschaffung von Quellen bleibt eine harte Arbeit, und es führt kein Weg an den Archiven, an Büchern und am Papier überhaupt vorbei – und auch nicht an den Objekten und an den Menschen.

Was mich am Internet fasziniert, das sind unsere mentalen Überforderungen, die wir bei diesem Medium an den Tag legen. Nun, das ist ein Umstand, dem wir bei allen Medienrevolutionen begegnen. Den neuen Medien gegenüber brauchen wir immer Metaphern und Analogien; sie verknüpfen unsere alten Erfahrungen mit den neuen. Wir müssen dank diesen Analogien das völlig Andere, was diese neuen Medien ausmachen, nicht wahrhaben. Wir verharmlosen, banalisieren, versimpeln. Das ist natürlich auch unsere Art und Weise, mit der Angst, die diese neuen Medien in uns auslösen, aber auch mit den Glücksversprechen, fertig zu werden. Im Internet chatten wir (engl. to chat: friendly talk); wir könnten auch sagen: wir quatschen. Orale Kommunikationsformen werden von uns also benutzt, um elektronisches Schreiben zu benennen. Die Oralität bildet das Modell, das Schema. In diesem Sinne ist Jack Goody und auch Michael Giesecke beizupflichten. Das neue Medium gebärdet sich wie ein subalterner Diener, um dann hinter dem Rücken die Revolution anzuzetteln (auch eine textile Metapher). Das Briefschreiben hat man im 18. Jahrhundert zu popularisie-

ren versucht, indem man sagte (eigentlich: schrieb): «Es ist ganz einfach, es ist wie wenn Du reden würdest.» Oder: «Stelle Dir vor, Dein Freund ist bei Dir; nun spreche zu ihm, und am Ende kommt ein Brief raus.» Diese Analogien sind mentale Hilfestellungen für uns, weil wir im Grunde doch sehr konservativ sind und eigentlich durch die Situation überfordert. Eine andere Schiene, um das neue Medium oder – in meinem Falle für das 18. Jahrhundert, um neue Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben – einzuführen, besteht darin, das Magische an ihnen herauszustreichen. Auch Marshall McLuhan hat von den «magischen Kanälen» gesprochen. In diesem Sinne ist das Internet ein wunderbares Medium. Konkret: Ich muss täglich darüber staunen. Wenn ich über den virtuellen Katalog der Universitätsbibliothek Karlsruhe Büchertitel nachzuweisen suche und wenn ich in zwanzig bis dreissig Sekunden das Suchergebnis auf dem Bildschirm sehe. Man wird zu einem Kind vor dieser Maschine. Nun sind Angst und Glücksversprechen des neuen Mediums nur zwei Aspekte; es gibt andere. Als Wissenschaftler bin ich den Verabsolutierungen, wie sie in dem Paper formuliert werden, gegenüber skeptisch. Neue Medien, und das gilt gewiss auch für das Internet, relativieren sich in der Konkurrenz mit den alten. Friedrich Kittler hat davon gesprochen, wie die alten Medien durch die neuen nicht einfach verdrängt werden, sondern neue Plätze zugewiesen bekommen. In dieser Konkurrenz werden die Grenzen und Möglichkeiten der verschiedenen Medien erst deutlich und klar. Die ganze Geschichte des Lesens, wie sie etwa Erich Schön untersucht hat, wurde erst durch das Aufkommen der neuen Medien möglich. Und erst heute gewahrt man den virtuellen Charakter in der Lektüre fiktionaler Texte. Wir bauen mit vierundzwanzig Buchstaben virtuelle Welten auf, indem Texte verfasst und indem Texte gelesen werden. Bücher verschwinden nicht, aber sie bekommen neue Funktionen und Bedeutungen. Damit soll die meiner Meinung nach totalitäre These, das Internet verdränge andere Medien, kritisch befragt werden. Die Vielfalt der Medien wird nicht abnehmen, sondern im Gegenteil zunehmen. Und das ist gut so. Aber vielleicht habe ich diese These auch nur falsch verstanden.

Man kann es auch gelassener formulieren. Der ganze Mediendiskurs, ob es sich nun um einen wissenschaftlichen Text handelt oder um irgendwelche Propaganda oder Werbung für neue Computerprogramme, belegt, wenn er sich dieser Analogien mit bereits Bekanntem bedient, nicht nur unsere konservative Haltung, er ist zugleich eine notwenige, eine wichtige Begleitmusik. Damit sich jemand für ein neues Medium interessiert, müssen Fantasien freigesetzt werden. Um nur einige zu nennen, die durch das

Internet hervorgerufen werden: Internet wird mit Sexualität, Intimität, aber auch mit Demokratisierung, Transparenz und so weiter konnotiert. Und wenn sich über diese Projektionen und Fantasien ein Konsens herausbildet, über die Bedeutsamkeit des neuen Mediums, dann wird es sich auch durchsetzen. Der Medienklatsch ist in diesem Sinne durchaus nicht zu verachten; all das Reden über das Internet, über Abstürze und Viren gehört dazu, es überhaupt akzeptabel zu machen. Da werden auch Generationengräben nicht nur aufgerissen, wenn die Kids besser und schneller damit umgehen können; es verbindet auch die Generationen, indem nun der Vater oder die Mutter sich von der Tochter oder dem Sohn belehren lässt. Und über Computerprobleme lässt sich gewiss leichter reden als über Familienprobleme. Der Medienklatsch ist also notwendiger Motor dieses Modernisierungsprozesses. Dadurch wird der gesellschaftliche Konsens hergestellt, den er braucht.

Was das Lesen im Internet betrifft, sollten wir uns vermehrt Gedanken darüber machen. Ich war zum 70. Geburtstag von Ulrich Saxer letzte Woche an einer grossen Tagung zum Thema Lesen, und es wurde unter anderem von Forschern der Bertelsmannstiftung festgehalten, dass das Lesen am Computer ein informatives, ein sprunghaftes, nicht mehr lineares und so weiter sei. Und als Gegensatz wurde die «alte Buchlektüre» als identifikatorisches Lesen bezeichnet. Als ob man die Romane immer von Anfang bis Schluss gelesen hätte. Wir haben schon immer in Büchern geblättert, Seiten übersprungen, quer gelesen. Das Blättern in Wörterbüchern, das Nachschlagen, das Konsultieren von Registern sind alles vertraute Praktiken. Wir als Wissenschftler lasen schon lange in der Art, wie wir im Internet lesen, wenn wir Wörterbücher anschauten, wenn wir quer lasen, wenn wir Zusammenfassungen anschauten, wenn wir in Fussnoten sprangen, wenn wir ein anderes Buch aus dem Büchergestell herausnahmen. Die Lektüre war schon immer im Räumlichen angelegt und weniger linear, als die Bücher selber glauben machen möchten. Was ich interessant finde, diese Leute von der Lesestiftung haben sich Gedanken gemacht, was mit unserer Jugend passiert. Verlernt sie das identifikatorische Lesen, kann sie nur noch informell lesen? Es wurden Projekte vorgestellt, wie man die «Computerkids» wieder dazu bringe, auch auf die «alte» Weise zu lesen. Diese Diskussion ist insofern spannend, als es sich zeigt, dass wir verschiede Arten haben zu lesen, und dass es wichtig ist, dass zu einer Persönlichkeit die Fähigkeit gehört, alle Arten, seien sie nun informell oder identifikatorisch, zu beherrschen. Doch ich glaube, und hier wiederhole ich mich,

es handelt sich hier nicht so sehr um neue, sondern eigentlich um alte Phänomene.

Wir sprechen von der Nadel im Heuhaufen, von der Perle im Dreck; die kann man vielleicht leichter finden im Internet. Aber das ist eine Kostenfrage und eine Frage der Kompetenz der Internetbenutzer. Die Historiker müssen lernen, Forderungen und Erwartungen ans Internet, an Dienstleistungen oder Bibliotheken zu stellen. Ich war damit konfrontiert. Wir haben in der Bibliothek des Vaticans gearbeitet, mit dem virtuellen Katalog dieser Bibliothek. Und das ist ein Wunder: Der virtuelle Katalog dieser Bibliothek enthält alles, was sich in dieser Bibliothek befindet. Die haben die Bibliothek vollständig, auch 4-seitige Broschüren, aufgenommen. Man kann suchen nach Verlag, Drucker, Jahr, natürlich auch nach Autor und Titel. Der Katalog ist das Resultat aus IBM-Finanzierung und der Arbeit von Leuten, die aus religiöser Überzeugung und für Gottes Lohn diese Arbeit gemacht haben. Das ist natürlich eine wunderbare Leistung. Die Zentralbibliothek Zürich hat hingegen einfach, für sehr viel weniger Geld und im Ausland, in den Niederlanden, den Zettelkasten einscannen lassen. Das Resultat ist wenig überzeugend. Die einzelnen, eingelesenen Zettel können nur nach dem Autor gesucht werden. Die Kompetenz der Benutzer ist deshalb gefragt, damit die Entwicklung des Internet nicht gleichsam naturwüchsig verläuft, damit sich eine Kritik formulieren kann. Die Unzufriedenheit sollte manifest werden, damit die Bibliotheken nach besseren Lösungen suchen. Natürlich ist das eine Kostenfrage und damit auch eine politische Frage. Als Wissenschaftler sollten wir den Bibliotheken ein Feedback geben, im Guten wie im Schlechten.

Das tönt fast etwas romantisch. Das Gespräch ist auch in uns selber: Wir haben eine Frage, und wir versuchen, sie zu beantworten. Das ist eine Interaktion. Das Internet stellt eine vielfältige Provokation dar, und die Studenten müssen lernen, damit umzugehen. Informationsbeschaffung beim Internet und mit dem Internet bedeutet, sich die Informationsflut vom Leibe zu halten. Man muss die Information abweisen, und man muss wissen, wie man das tun kann. Im Internet ist eine Potentialität angelegt, die verlangt, dass man genau weiss, was man wissen möchte, bevor man sich darauf einlässt, weil sonst das zu nichts führt. Das hat nichts mit Ignoranz zu tun. Aber die Wissenskultur ist wichtiger als die einzelnen Wissensbestände. Und das hängt auch mit der Frage zusammen, was will und was kann ich zeitlich investieren. Diese Dinge, das heisst, der Umgang mit dem Computer und dem Internet, muss schon in der Grundschule vermittelt werden.

Nur ein kurzer Kommentar zu diesem optimistischen Urteil. Wir waren konfrontiert mit der These eines us-amerikanischen Professors aus Princeton. Er erklärte uns, bei ihm würden die Studenten ihre Arbeiten als Compactdisc abgeben. Bei Filmanalysen ergäbe sich dadurch der Vorteil, dass gleich kurze Sequenzen von einigen Sekunden in die Arbeit eingebaut und beim Lesen angeschaut werden können. Man sehe also die Sequenz aus dem Film Jean-Luc Godards, die in der Seminararbeit analysiert werde. Unsere Reaktion war vielleicht typisch europäisch. Wir meinten, statt den Film zu zeigen (das heisst einen kleinen Ausschnitt aus dem Film), wäre es wichtiger für die Studenten, diesen sprachlich zu analysieren. Es kam uns wie eine Spielerei vor; zugleich ahnten wir, dass genau das die Zukunft universitärer Arbeiten sein wird.

Übrigens ist das mit den Bildern eine schlechte historische Tradition. Man präsentiert in den Arbeiten und in Büchern historische Bilder, Reproduktionen, in der Meinung, damit etwas deutlich zu machen, Nur weiss man nicht, was man damit deutlich macht. Der Verweis, dass ein Bild mehr «sage» als 1000 Worte ist nur eine hilflose Erklärung, ja Rechtfertigung für dieses Tun. Es liegt in den Geschichtswissenschaften, und nicht nur dort, ein Bildanalphabetismus vor, den es zu überwinden gilt. Die je eigene Mächtigkeit von Schrift, Zahl und Bild muss verstanden und bewusster eingesetzt werden.